



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Z., G.: Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen
Geschichtsschreibung : V. Von Villafranca bis Soledad.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erhellte das schlafe Antlitz des wohlbeleibten Galliers: er war gerettet. Man kündigte ihm an, daß er in zwei Tagen in seine Heimath zurückreisen dürfe.

„Ihr von der Presse in Paris“, so sagten wir ihm, „habt Deutschland, wenigstens das Deutschland, das etwas in der Welt bedeutet, erst im Jahre 1866 entdeckt; kennt Ihr uns jetzt?“ „Ah Monsieur, maintenant nous connaissons l'Allemagne!“ „Und werdet Ihr nie wieder gegen Preußen schreiben?“ „Nous le jurons!“ Die Thaten unserer Armee, hoffen wir, werden es dem Chauvinismus leicht machen, sein Wort zu halten. Sollte er sich dennoch vergessen, so werden wir vielleicht in Paris Gelegenheit nehmen, ihn an das zu erinnern, was er uns in Wörth feierlich gelobt hat.

Luneville, den 15. August.

Paul Gassel.

Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen Geschichtsschreibung.

V. Von Villafranca bis Soledad.

Der italienische Krieg von 1859 wurde nicht bis zu dem verheißenen Ziele: „frei bis zur Adria“ geführt; er wurde abgebrochen, er schuf ein halbes Werk, er stellte einen neuen Krieg in sichere Aussicht. Napoleon wich zurück vor den Gefahren eines Kampfes um das Festungsviereck, die um so schwerer ins Gewicht fielen, da die erhitzte Stimmung Süddeutschlands bereits auf Preußen eine auf die Dauer unwiderstehliche Pression übte; er wich zurück vor der politischen Schwierigkeit, die ihm aus der entschieden dem Anschluß an Piemont zugeneigten Stimmung der italienischen Fürstenthümer und der Legationen erwuchs. Er sah ein, daß er, wenn er den Kampf fortsetze, für die Gründung eines unabhängigen Nationalstaats würde zu kämpfen haben, während er nur deshalb den Krieg unternommen hatte, um Piemont so weit zu vergrößern, daß er durch dessen Vermittelung Italien beherrschen konnte. Daß Oestreich in Besitz Venetiens blieb, war ein Uebel, dem sich doch eine gute Seite abgewinnen ließ. Denn es war ja klar, daß, so lange Oestreich auch nur einen Fuß breit italienischen Bodens sein nannte, Piemont völlig auf Frankreichs Schutz angewiesen war und jeder selbständigen Politik unfähig bleiben mußte. Wie fest er entschlossen war, Piemont als willenlosen Vasallenstaat zu behandeln, trat schon in der Art und Weise, wie der Vertrag von Villafranca abgeschlossen wurde, mit

einer Victor Emanuel tief verletzenden Absichtlichkeit hervor: die beiden Kaiser verhandelten und dem König Ehrenmann wurde das Ergebnis der Verhandlungen einfach zur Kenntnissnahme mitgetheilt, und dieser konnte seine tiefe Erbitterung nur durch die Kälte des Tons kundgeben, mit dem er dem Kaiser für das Geschenk dankte und ihm unerschütterliche Treue gelobte.

Es gibt vielleicht kein unmoralischeres, lügenhafteres offizielles Actenstück als den Präliminarvertrag von Villafranca. Die beiden den Vertrag schließenden Souveräne verpflichten sich, die Bildung einer italienischen Conföderation zu begünstigen unter der Ehrenpräsidentschaft des heiligen Vaters: Venetien soll an dieser Conföderation theilnehmen, der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena sollen in ihre Staaten zurückkehren; der Papst soll aufgefordert werden, die unerläßlichen Reformen in seinen Staaten einzuführen. Nun gehört aber kein großer Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß von allen diesen Bedingungen nicht eine einzige sich durchführen ließ. Eine italienische Conföderation, an der Oestreich Theil nahm, war ein Unsinn; die Ehrenpräsidentschaft des Papstes ein handgreiflicher Anachronismus; die Rückkehr der Fürsten war deshalb ein für Oestreich werthloses Zugeständniß, weil sie sich nur mit Gewalt hätte durchsetzen lassen; selbst Gewalt anzuwenden, fiel aber Napoleon ebenso wenig ein, als Oestreich einen Kriegszug zur Wiedereinsetzung der legitimen Herrscher zu gestatten. Der einzige ausführbare Artikel der Präliminarien war also die Abtretung der Lombardei, alles Uebrige war der ärgste diplomatische Humbug, der jemals getrieben worden. Die innere Unwahrheit der ganzen Situation spricht sich schlagend darin aus, daß in Zürich die Artikel, welche die italienische Conföderation und die Rückkehr der Fürsten betreffen, nur in den französisch-österreichischen Tractat aufgenommen wurden, was natürlich einer Weigerung Piemonts, die Verbindlichkeit dieser Bestimmungen anzuerkennen, gleichkam. Ob Napoleon selbst von der Unmöglichkeit der Conföderation unter dem Vorsth des Papstes überzeugt war, ist zweifelhaft. Für willkürliche politische Constructionen haben die Franzosen und hat vor allem der Bonapartismus bei seiner Unfähigkeit, die lebendig im Völkerverleben wirkenden Kräfte zu verstehen, stets eine große Vorliebe gehabt. In Napoleon III., der Jahre lang seinen Kopf mit Verschwörungspänen und politischen Grübeleien abgemartert hatte, war diese Vorliebe systematisch ausgebildet. Eine italienische Conföderation unter dem Ehrenvorsth des Papstes und dem Protectorat Frankreichs, das war der erste Schritt zur Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen, der erste Schritt zugleich auf dem Wege eines das ganze Romanenthum umfassenden weltbeherrschenden Bundes. Und die Monarchie Karls des Großen, die Leitung des Romanismus, das waren ja die Haus- und Familienideen, die sich in

dem Kopfe jedes Bonaparte kreuzten. Es ist merkwürdig, wie im Bonapartismus die nüchternste jedes Aufschwungs unfähige Berechnung, die absoluteste Poesielosigkeit, der Haß gegen jede selbständige geistige Regung, der völlige Mangel wahrer Genialität überall mit den ausschweifendsten Phantastereien zusammenflößt.

Ueber die Unmöglichkeit einer Restauration in den Fürstenthümern dachte Napoleon dagegen nicht anders wie ganz Frankreich und Italien; und auch die Unvermeidlichkeit einer Vereinigung der Romagna mit Piemont war ihm einleuchtend. Er vermochte die Geister, die er herausbeschworen hatte, nicht mehr zu fesseln. Er wußte, daß er einen unerfüllbaren Vertrag schloß. Wenn man will, mag man das mit der Nothwendigkeit, rasch mit Oestreich zum Abschluß zu kommen, entschuldigen. Aber empörend und schimpflich ist es, daß er von Anfang an entschlossen war, sich um die Ausführung dieser Stipulationen nicht zu bekümmern, daß er sie zugestanden hatte, nicht obgleich, sondern weil sie unausführbar waren. Und das aus der gemeinsten Ländergier! Victor Emanuel hatte sich zur Abtretung Nizzas und Savoyens gegen die Erwerbung der Lombardei und Venetiens verpflichtet. Da Napoleon seinem Versprechen nicht nachgekommen war, so war auch Victor Emanuel seiner Verpflichtung ledig geworden. Die Annexionsbewegung bot Napoleon die Gelegenheit, den Gewinn auf andere Weise einzustreichen: Savoyen und Nizza waren der Preis, den sich Napoleon von Sardinien zahlen ließ für die Erlaubniß, die Oestreich günstigen Stipulationen des Züricher Friedens umzustößen, fast in dem Augenblick, wo die Verträge unterschrieben wurden. Am 18. und 22. März erließ Victor Emanuel die Annexionsdecrete, am 24. März wurden Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten. Wann der geheime Abschluß des unwürdigen Handels erfolgt ist, ist für die Beurtheilung des Verfahrens gleichgiltig. So viel steht unter allen Umständen fest, daß, als Napoleon nach seiner Rückkehr nach Paris in seiner Anrede an die großen Staatskörper sich wegen des Friedens förmlich entschuldigte, er bereits wissen mußte, daß die auf die Fürstenthümer bezüglichen Stipulationen, noch ehe sie niedergeschrieben waren, bereits von den Ereignissen überholt seien. Seine Erklärung, daß alle Souveräne der Halbinsel endlich das gebieterische Bedürfniß heilsamer Reformen begriffen, war einfach eine grobe Unwahrheit, über die der Papst und der König von Neapel gelächelt haben werden.

Um das Publikum theils über die Sachlage zu täuschen, theils es auf die bevorstehenden Ueberraschungen vorzubereiten, vor Allem aber, um den Kaiser als unschuldiges Opfer der Verhältnisse erscheinen zu lassen, begann nun das gewöhnliche Spiel von Lüge und Doppelzüngigkeit, wie es sich nur von einer Regierung durchführen ließ, der eine Anzahl von inspirirten Federn

zu Gebote stand. Am peinlichsten war für den Kaiser die Wuth der Clericalen über die bevorstehende Annexion der Emilia. Der Kaiser gab sich also das Ansehen, als ob er die Bewegungen in Mittelitalien aufs höchste mißbillige; er erließ ein natürlich für die Dessenlichkeit bestimmtes Schreiben an Victor Emanuel, in dem er diesen freundschaftlichst ermahnte, die Bestimmungen von Villafranca festzuhalten: ein Schreiben, dessen Bedeutung der König gut genug erkannte, um sich durch dasselbe nicht im mindesten stören zu lassen. In gleicher Weise mußte sich ein Theil der Presse aussprechen, während sich bald andere Stimmen erhoben, die in entgegengesetzter Richtung auf die öffentliche Meinung einzuwirken hatten.

Gegen das Ende des Jahres 1859 war von der Restauration nicht mehr die Rede. Die Züricher Tractate waren zerrissen, und es hätte der eifrigen Bemühungen Englands zu Gunsten der Annexionen nicht bedurft, um das Resultat herbeizuführen. Auch die Annexion von zwei Dritttheilen des Kirchenstaats war eine vollendete Thatsache, die Napoleon nicht mehr rückgängig machen konnte, die er aber allerdings, wenn es in seiner Macht gestanden, gern verhindert hätte. Aber er stand der Bewegung machtlos gegenüber, und Cavour, nachdem sein erster Zorn über die Abmachungen zu Villafranca sich gelegt hatte, gewann rasch seine alte Zuversicht wieder. „Ich habe ihn dahin gebracht, sich ins Wasser zu stürzen und er muß nun schwimmen“ — mit diesen Worten bezeichnet er treffend Napoleons Zwangslage. Er mußte sich auch in Betreff der Romagna in die üble Lage fügen. Lagueronnière, der gewandteste Stilist des Kaiserthums, der Repräsentant des eleganten imperialistischen Katholicismus, übrigens ein Mann, der es in keinem andern Lande als in Frankreich zu irgend welcher Bedeutung gebracht hätte, schrieb im kaiserlichen Auftrag seine bekannte Broschüre: *le Pape et le Congrès*, in der der ergebene Sohn der Kirche die Befreiung der Romagna und Veränderungen in den politischen Institutionen des Kirchenstaats forderte. Daß er inspirirt war, wußte man, und deshalb erregte die Broschüre einen großen Sturm im katholischen Lager. In einem Briefe vom 31. December 1859 schlug Napoleon dem Papste selbst den Verzicht auf die aufständischen Provinzen vor, gegen eine europäische Garantie des Restes seiner Besitzungen. (Napoleon hatte damals, wie immer, wenn er sich in Verlegenheit befand, die Idee eines Congresses zum Zweck der Neuordnung der italienischen Verhältnisse angeregt). Die bittere Antwort auf diesen Brief war von Pius schon vor Empfang desselben gegeben, als er in Beantwortung des Neujahrglückwunsches, den General Goyon ihm im Namen der französischen Garnison darbrachte, die Broschüre Lagueronnière's als ein merkwürdiges Denkmal der Heuchelei und unedles Gewebe von Widersprüchen bezeichnet hatte.

Was die Ultramontanen besonders in Schrecken setzte, das war die

Furcht, daß der Annexion der abgefallenen römischen Provinzen die Annexion der Hauptstadt selbst und damit der Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes auf dem Fuße folgen würde. In dieser Beziehung irrten sie sich jedoch. Die Existenz des Kirchenstaates bildete einen der großen Knotenpunkte des napoleonischen Systems. Die Schutzherrschaft über den Papst sicherte ihm einen überwiegenden Einfluß auf Italien und zugleich auf die Ultramontanen Frankreichs, die ihn wohl angreifen konnten, aber doch im entscheidenden Augenblicke den Mann nicht im Stich lassen durften, von dessen Wink das Dasein der weltlichen Macht des Papstes abhing. Außerdem war ihm der Papst für seine ausschweifenden Weltherrschaftspläne unentbehrlich. Alle diese Dienste aber konnte ihm Pius nur leisten, wenn er wenigstens im Besitz eines Theiles seiner Staaten verblieb; denn ein Papst ohne weltlichen Besitz hätte aufgehört, der Schützling Frankreichs zu sein. Von Rom aus beherrschte Napoleon Italien und als Beschützer der Reste des Patrimoniums Petri war er sicher, daß die Ausfälle der Ultramontanen weiter Nichts als irae amantium seien.

Aber auch der Groll der Liebenden kann gefährlich werden. Die Nothwendigkeit, den Univers zu unterdrücken, dessen Sprache von Tag zu Tag herausfordernder wurde, war immer ein höchst bedenkliches Symptom in einem Augenblicke, wo ganz Europa von tiefstem Mißtrauen gegen das Kaiserthum erfüllt, wo Napoleons Congreßidee gescheitert war, weil keine Macht Neigung hatte, die Verantwortung für die Zustände Italiens mit Frankreich zu theilen, wo England dem Verbündeten vom Krimkriege alle möglichen Verdrießlichkeiten bereitete, wo die nationale Einheitsbewegung in Italien alle Schranken umgeworfen hatte, in welche der Kaiser sie einzudämmen gedacht. Und was das Schlimmste war: in Frankreich selbst herrschte eine nichts weniger als Vertrauen erweckende Stimmung. Der Chauvinismus war erbittert über jeden Fortschritt der italienischen Einheit und der Liberalismus war weit entfernt, Napoleon diesen Fortschritt als Verdienst anzurechnen. Er schwieg, aber er war unversöhnlich. Selbst der so verdienstvolle Handelsvertrag mit England hatte zunächst nur die Wirkung, die einflußreichen Protectionisten zu verstimmen, ohne doch die Liberalen mit dankbarer Gesinnung zu erfüllen. Kurz, der Kaiser sah nach einem siegreichen Feldzuge Frankreich in Europa, sich in Frankreich isolirt. Von dem trügerischen Glauben an seinen Stern verleitet, hatte er die durch den russischen Krieg gewonnene breite und feste Basis seiner politischen Macht mit eigener Hand zerstört, hatte er einen Pfad beschritten, auf dem es keinen Haltepunkt gab, auf dem er selbst sich kein Ziel stecken konnte. Er hatte die höchste Idee des Jahrhunderts, die er und sein Frankreich unfähig waren, zu ver-

stehen, zu schnödem Eigennutze mißbraucht. Er war den dunkeln Mächten verfallen, die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

Aber je enger die Kreise, in die er sich verstrickt hatte, sich um ihn zusammenzogen, um so ausschweifender und maßloser wurden seine Entwürfe. Mußte er den Plan vertagen, Europa zu beherrschen, so vermochte er vielleicht die Welt zu blenden; hatte er die Ultramontanen durch seine italienische Politik sich entfremdet, so gab es vielleicht jenseits des Oceans einen Punkt, wo er den Hebel ansetzen konnte, um sie wieder zu gewinnen. Er fand den Punkt, aber zu seinem Verderben. —

Die Zustände Mexicos wie sämmtlicher aus dem früheren spanischen Colonialbesitz hervorgegangener Republiken waren und sind so traurig, daß die Frage wohl berechtigt ist, ob es diesen von der Natur so reich gesegneten Ländern gelingen wird, sich aus ihrer geistigen Erstarrung, sittlichen Verwilderung und politischen Zerrüttung mit eigener Kraft emporzuarbeiten. Alle Fehler des Romanismus, die in Europa durch den Wechselverkehr mit den auf der höchsten Stufe der Civilisation stehenden Nationen gemildert werden, stehen jenseits des Oceans in üppigster Blüthe. Auch des Haltes, welcher den Spaniern und Italienern die Erinnerung an eine theils durch den Ruhm großer Thaten von geschichtlicher Bedeutung, theils durch den Glanz einer hohen künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung verklärte Vergangenheit gibt, entbehren die spanischen Tochterrepubliken. Hinter ihnen liegt eine Reihe von Demüthigungen, Entwürdigungen und Leiden. Von jeder Berührung mit der Civilisation durch die spanische Regierung geßfentlich abgeschlossen, kannten sie Jahrhunderte hindurch kein höheres Ziel, als leichten Erwerb und ein träges Genußleben; und so lange der Creole diesem Leben sich ungestört hingeben konnte, fühlte er sich zufrieden und wünschte Nichts weniger als eine Veränderung seines Looses. Erst als der Eigennut des spanischen Handelsstandes, die Raubsucht der Vicekönige und Statthalter anfang, die Colonien wie unterthänige Lande zu behandeln, die man auszuplündern und in jeder Weise zu bedrücken berechtigt sei, als Schaaren, heruntergekommener Hidalgo's sich als Beamte in die Colonie schicken ließen um nach einiger Zeit mit dem von den Creolen erpreßten Raube als reiche Leute in die Heimath zurückzukehren und anderen Glückszüglern Platz zu machen zu gleichem Treiben: da erst erwachte in der erschlafften Colonialbevölkerung ein Geist des Mißmuths, der allmählich sich steigend unter den Nachwirkungen des nordamerikanischen Freiheitskampfes und der Zerrüttung des Mutterlandes in offene Widersetzlichkeit umschlug.

Der Befreiungskampf der Colonie ist die erste geschichtliche That, welche seit den Tagen der Conquistadoren Bewegung in die stockenden Säfte des Creolenthums gebracht hat. Die Bewegung erreichte das erstrebte Ziel, die

Befreiung vom unerträglich gewordenen Joch des Mutterlandes. Aber kaum war die Unabhängigkeit erkämpft, so versank der öffentliche Geist leider schon wieder in die alte Schläffheit. Ueberall die freiesten republikanischen Staatsformen, aber nirgends ein Funke republikanischen Gemeinnsinn; nirgends eine Spur der sittlichen Zucht und politischen Einsicht, des frischen schöpferischen Thätigkeitstriebes, der Hingebung an das Vaterland, durch die das angelsächsische Nordamerika trotz zahlreicher Gebrechen, die man keineswegs alle als Jugendeseiten des jungen Niesen bezeichnen kann, in kurzer Zeit sich zu einer Weltmacht emporgeschwungen und die Kraft gewonnen hat, eine furchtbare innere Krisis zu überstehen!

Statt dieses kräftigen Staatssinns, statt des sicheren Tactes, mit dem der Genius des anglosächsischen (und fügen wir hinzu, nach einer Zeit verhängnißvoller Irrungen und Mißbildungen, des ganzen germanischen Stammes) die Grenzlinie zwischen der Willensfreiheit des Individuums und den Anforderungen der Staatsgemeinschaft zu ziehen und die Ausgleichung zwischen Staat und Gesellschaft in beständigem Fluß, in fortschreitender lebendiger Entwicklung zu halten weiß, finden wir bei den Völkern romanischen Stammes ein ruheloses Schwanken zwischen den äußersten Gegensätzen. Ein zielloser, für die Betrachtung ermüdender, die Kräfte der Einzelnen wie der Massen nutzlos aufreibender Kampf zwischen Anarchie und Militärdespotismus, die Revolution in Permanenz, der Staat ein Spielball grundsatz- und gewissenloser Parteiführer und Generale; heut eine Verwaltung, die nichts vermag, weil ihr Niemand gehorcht, morgen die Herrschaft eines demagogischen Gewalthabers, der außer seinem Willen keine Schranke kennt und dem sein Vortheil das höchste, das einzige Gesetz ist; die Massen in Aberglauben und Unwissenheit versunken, willenlos dem Einflusse einer reichen, herrschsüchtigen und unwissenden Geistlichkeit hingegeben; die Glieder der höheren Classen ungebildet, trotz großen Grundbesitzes meist in zerrütteten Vermögensverhältnissen lebend, dabei jede anhaltende Anstrengung verabscheuend, jede erwerbliche Thätigkeit verachtend, Verschwörer von Beruf, nicht nur weil die politische Intrigue für sie die einzige erträgliche Unterbrechung des dolce far niente ist, sondern auch, weil jede gelungene Revolution ihnen einträgliche Sinécuren in den Schoß wirft und ihnen die willkommenen Gelegenheit bietet, durch Aechtung ihrer Gläubiger und Plünderung der öffentlichen Cassen auf die leichteste Weise zu Reichthum und dadurch zu Ansehn zu gelangen, wahre catilinarische Existenzen! — Ein einziger unter allen diesen Staaten hatte ein festes Gefüge, das despotisch, aber bis auf einen gewissen Punkt aufgeklärt regierte Paraguay; gewiß kein Musterstaat, aber doch ein Staat, der einer Entwicklung von der fast unbedingten Gebundenheit des Individuums zur Freiheit fähig gewesen wäre, und als

der verderbliche Krieg ausbrach, die ersten Schritte auf dieser Bahn bereits gethan hatte. Ein Staat, den die ungeheuerste Uebermacht nicht demüthigen konnte, der nicht eher besiegt war, als bis man ihn zertrümmert hatte, steht jedenfalls höher, als alle die Republiken, in denen ein entartetes Geschlecht sich jedem Abenteuerer, der es für gut befindet, sich als Retter des Vaterlandes zu pronunciren, willig unterwirft, um nach einigen Monaten einen anderen Glückritter, der um Nichts besser ist, als Befreier zu begrüßen.

Unter allen romanischen Staaten Amerikas nimmt Mexico wegen seiner bevorzugten geographischen Lage und seines unerschöpflichen Reichthums an Bodenproducten aller Art die erste Stelle ein. Von zwei Oceanen bespült, beherrscht es, zwar nicht politisch, aber doch geographisch die gewissermaßen einen Ausläufer und ein Anhängsel des massenhaften mexicanischen Hochlandes bildende merkwürdige Verengung des Continents, die den menschlichen Unternehmungsgeist zu einer künstlichen Verbindung der von der Natur getrennten beiden Weltmeere auffordert. In drei Terrassen erhebt sich Mexico von dem glühend heißen ungesunden Küstenstriche zu dem mächtigen Centralplateau des Binnenlandes, über welches ein ewiger Frühling alle seine Gaben mit verschwenderischer Hand austreut, während die Tiefen der Erde unerschöpfliche Schätze an den verschiedensten Mineralien bergen. Was dem Lande fehlt, das sind bei dem Mangel an größeren Flüssen und entwickelten Stromsystemen natürliche Communicationsmittel, an deren Ersatz durch Wegebauten man so wenig denkt, daß man sogar die alten, von den Spaniern angelegten Kunststraßen kläglich hat verfallen lassen. Es ist ein Land, das von einer energischen Bevölkerung bewohnt, eine glänzende Zukunft haben würde, das aber, bei der Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse schwerlich zu der Entwicklung gelangen wird, zu welcher die Natur es befähigt.

Denn die Creolenbevölkerung in Mexico steht in keiner Beziehung höher, als die des übrigen ehemals spanischen Colontalbesitzes in Amerika. Sie ist in Mexico ebenso indolent, ebenso unwissend, ebenso zuchtlos wie in Südamerika. Um Nichts besser sind die zahlreichen Mischlinge. Drei Fünftel der 7—8 Millionen Bewohner Mexicos sind unvermischte Indianer. Von diesen sind die wildesten Stämme, die sogenannten Indianos bravos, der Schrecken des Landes. Ein großer Theil der Indianer (die J. mensos) ist dagegen festhaft und disciplinirt, steht aber völlig unter der Herrschaft des Clerus, der im Laufe der Zeit die anfängliche Rolle des Beschützers mit der des absoluten Gebieters vertauscht hat, seine Schützlinge in der größten Unwissenheit und dem barbarischsten Aberglauben hält und die Einfalt derselben mit so schamlosem Eigennutz ausbeutet, daß endlich die Civilautoritäten einschreiten mußten, wodurch indessen das Loos der Indianer sich nur noch verschlimmerte, da sie nun von zwei Seiten ausgeplündert wurden. In diesem

Verhältniß hat sich seit der Befreiung vom Mutterlande äußerst wenig geändert. Selbst das Institut des indianischen Gemeindebesitzes (ähnlich wie in den russischen Gemeinden) ist nur da abgeschafft worden, wo die Abschaffung einzelnen angesehenen Creolen Vorthail bringen konnte. Wie viel sich während des Kaiserthums und seit dessen Fall in letzterem Punkte geändert hat, vermögen wir nicht anzugeben.

Auf eine Geschichte der mexicanischen Partekämpfe seit Gründung der Republik können wir hier natürlich nicht eingehen. Zur Veranschaulichung der herrschenden Zustände wird es genügen, wenn wir anführen, daß binnen 33 Jahren 234 „glorreiche Erhebungen“ stattgefunden haben, daß in diesem Zeitraum die Staatsform achtmal gewechselt hat, daß 46 Personen hinter einander die höchste Gewalt bekleidet und daß wenigstens 99 bis 100 Ministerien, also jährlich im Durchschnitt drei an dem Lande experimentirt haben. Wir bemerken dabei, daß wir diese statistischen Angaben dem auf sorgfältigem Studium und eigener Beobachtung beruhenden, für die Kenntniß der Zustände Mexicos unentbehrlichen vortrefflichen Werke des Freiherrn von Nictshosen: „Die äußeren und inneren Zustände der Republik Mexico seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit 1859“ entnehmen. Nictshosen war schon 1859 der Meinung, daß eine durchgreifende Heilung von innen heraus bei der Schlawheit der Bevölkerung und dem überall verbreiteten Mangel an Gemein Sinn kaum zu hoffen sei und daß eine gründliche Umgestaltung der öffentlichen Zustände nur noch von außen her erwartet werden könne: eine Ansicht, die auch von vielen angesehenen Mexicanern, nicht bloß den Clericalen, die später bei der Kaisertragödie mitgewirkt haben, sondern von den tüchtigsten Patrioten getheilt wurde. Seitdem berechtigte Juárez' kräftige Verwaltung zu besseren Hoffnungen; aber seine Wirksamkeit wurde durch das Intermezzo der Occupation unterbrochen.

Zu diesen inneren Leiden kam die von Norden her beständig drohende äußere Gefahr. Als die nach Westen und Süden vorschreitende Colonisation des nordamerikanischen Continents sich bis an die Grenzen Mexicos ausgedehnt hatte, begannen sofort die Uebergriffe der nordamerikanischen Abenteurer, der rastlos ins Weite strebenden Pioniere der Civilisation. Mexicanisches Gebiet wurde besetzt, amerikanisirt, thatsächlich annectirt, und der Congreß war damals immer geneigt, so erfreulichen Thatsachen seine Sanction zu geben. Das Ergebnis der aus diesen Grenzfehden sich entwickelnden Kriege, in denen das Recht fast immer auf Seiten Mexicos stand, war die Einverleibung der größeren Hälfte der Vereinigten Staaten von Mexico in das große angelsächsische Reich; und wie durch ein Wunder verwandelten sich spärlich bevölkerte Steppen, deren vereinzelte Culturöasen sich nur mit Mühe gegen die Angriffe umherschweifender Indianerhorden behaupten konnten, in

blühende Ackerfelder. Das Land wurde der Cultur gewonnen, aber die romanische Race ward von der germanischen zurückgedrängt oder verschwand in ihr. In Mexico selbst fing man seit dem Frieden von Guadeloupe (1848) an, das Schicksal, von der stärkeren Race absorbiert zu werden, als unvermeidlich zu betrachten; man sah der Zukunft in dem Gefühl der eigenen Schwäche mit Resignation entgegen. Und man hatte Ursache dazu. Völkerrechtliche Bedenken kannte Nordamerika damals noch nicht (seitdem scheint sich in dieser Beziehung doch Manches geändert zu haben), und wo diese fehlen, versährt die Cultur gegen die Barbarei, wenn beide aneinanderstoßen, immer nur nach dem Recht des Stärkeren. —

Wie lange und seit wann Napoleon sich mit dem Gedanken getragen hat, in diesen Kampf des Germanenthums und Romanenthums einzugreifen, ist zweifelhaft; als gewiß aber muß angenommen werden, daß der Entschluß in ihm feststand von dem Augenblick an, wo die leidenschaftliche Erregung der Südstaaten den Bürgerkrieg unvermeidlich machte, von dem Napoleon den Zerfall der Union hoffte. War diese Hoffnung begründet, so hätte das Unternehmen möglicherweise gelingen können: wenn nicht, dann ließ sich mit voller Sicherheit voraussehen, daß er sein Werk entweder preisgeben oder gegen Nordamerika vertheidigen müsse. Um den Erfolg seiner mexicanischen Expedition zu sichern, hätte sich Napoleon also gleichzeitig an dem Kriege der Seccessionisten gegen die Nordstaaten betheiligen müssen, nicht, wie er wirklich gethan, durch indirecte Mittel — wodurch er den Nordstaaten nur Unbequemlichkeiten bereitete und sie erbitterte, ohne auf den Gang des Kampfes den mindesten Einfluß auszuüben, — sondern durch offene Kriegshilfe. Dadurch hätte sein Unternehmen doch wenigstens einen Halt bekommen, während es auf einer ganz willkürlichen Voraussetzung beruhte und völlig in der Luft schwebte. Unzweifelhaft ist er auch mit dem Gedanken an einen Krieg gegen Nordamerika mit Hilfe Englands umgegangen; indessen auch England begnügte sich mit indirecter Unterstützung der Südstaaten und war weit davon entfernt, sich von Napoleon zu einer activen Politik verleiten zu lassen. Aber bei allen diesen unheilvollen Unternehmungen rechnete der Kaiser mit Wünschen als ob sie Thatfachen wären. Wenn er nicht bereits völlig unter der Herrschaft seiner phantastischen Illusionen gestanden, wenn er nicht das Maß für die Natur der Verhältnisse verloren hätte, so hätte er nimmermehr ohne vorhergegangene Verständigung mit England an die Ausführung seiner mexicanischen Entwürfe gehen können.

Ueber den ersten Act des mexicanischen Dramas bis zum Bruch der Convention von Soledad liefert die deutsche Uebersetzung der von dem bekannten Clement Duvernois verfaßten Schrift „über die französische Intervention in Mexico“ 1870 (Verlag von Stöckhardt in Stuttgart) schätzenswerthe

actenmäßige Aufschlüsse. Duvernois hat das Buch zu einer Zeit verfaßt, wo er sich noch in der Opposition befand; der Herausgeber der Uebersetzung erwarb — wie in der Vorrede mitgetheilt wird — das Uebersetzungsrecht und die Uebersetzung wurde gleich nach Erscheinen der einzelnen Ausgehungen angefertigt. Inzwischen aber hatte Duvernois seinen Uebergang ins bonapartistische Lager bewerkstelligt, und da es sich für einen officiösen Journalisten und Hofdemagogen natürlich nicht schickte, über Mexico die Wahrheit zu veröffentlichen, so hinderte er die Herausgabe des Werkes, dessen erster Theil, bis zum Bruch der Convention, indessen durch den deutschen Uebersetzer dem Untergange entzogen war. Wenn die Veränderung der Verhältnisse, der wir jetzt entgegensehen, erst Thatsache geworden ist, entschließt sich der charaktervolle Verfasser vielleicht, das Ganze herauszugeben. —

Die Veranlassung zu dem Einschreiten Spaniens, Frankreichs und Englands war ziemlich unbedeutend. Es handelte sich für die drei Mächte bekanntlich darum, Geldforderungen ihrer Unterthanen an die Republik zur Geltung zu bringen, und zugleich Genugthuung für die Ermordung oder Beleidigung einzelner ihrer Angehörigen zu erlangen. Verfassungsmäßiger Präsident war bereits vor dem Ausbruch des Conflictes Benito Juarez, der energische Führer der liberalen Partei. Juarez' Herrschaft war indessen nicht unbestritten; die Clericalen hatten ihm Zuloaga entgegengestellt, der, da er sich in Besitz der Hauptstadt gesetzt hatte, von den auswärtigen Mächten, außer Nordamerika, als rechtmäßiger Präsident anerkannt wurde. Dieser mußte indessen die höchste Gewalt bald dem ehemaligen Bandenführer Miramon einräumen, zu dessen reactionärer Energie die Priesterpartei größeres Vertrauen hatte. Bald gewann jedoch Juarez wieder die Oberhand. Miramons Truppen wurden von Ortega geschlagen, und im Januar 1861 zog Juarez in Mexico ein, sodaß ihm nun die Anerkennung von Seiten des Auslandes nicht länger verweigert werden konnte.

Es ist begreiflich, daß die Forderungen, welche die drei Mächte jetzt an Juarez richteten, diesem höchst ungelegen kamen. Die Cassen waren leer, die völlige Unterdrückung der Clericalen, die über die Energie, mit welcher Juarez die Macht der Geistlichkeit zu brechen suchte, im höchsten Grade erbittert waren und die in zahlreiche Banden aufgelöst das Land heunruhigten und überall plünderten, nahm große Geldmittel in Anspruch. Juarez suchte Frist zu gewinnen; aber Frankreichs Gesandter, Herr von Saligny, verstand sich trotz der Geringsfügigkeit der französischen Forderung zu Nichts, während England gemäßigt und versöhnlich austrat. Es war schon damals einleuchtend, daß Frankreich die ganze Geldfrage nur als Ausgangspunkt für weitere Pläne ausnutzen wollte. Saligny trat der Regierung des Juarez bei jeder Gelegenheit mit berechneter Nichtachtung und Rücksichts-

lofigkeit gegenüber, während er mit der Gegenpartei die intimsten Verbindungen unterhielt; auch hierin von den Engländern unterschieden, die den guten Willen an Juárez bereitwillig anerkannten, wie denn in der That Juárez' Verwaltung der erste Regenerationsversuch war, dessen Gelingen, wenn auch nicht grade wahrscheinlich, doch wenigstens möglich schien. Um so mehr aber drückte Napoleon auf die Regierung, da er die Regeneration der lateinischen Race als seine eigene providentielle Aufgabe betrachtete, bei deren Ausübung er keinen Concurrenten dulden konnte.

Saligny ergriff daher, als Juárez in seiner Finanznoth den verhängnißvollen Entschluß faßte, die Zahlungen der äußeren Schuld für zwei Jahre zu suspendiren, sogleich die Gelegenheit, in schroffster Weise mit der Regierung zu brechen, ohne den Sühneversuchen des Ministers Zamacona entgegenzukommen. Daß Saligny diese Bemühungen Zamacona's in seiner in das Gelbbuch aufgenommenen Depesche verschweigt und daß er überhaupt das Verfahren der mexicanischen Regierung in einem viel zu ungünstigen Lichte darstellt, beweist nur, daß Napoleon den von ihm fest beschlossenen und herbeigeführten Bruch vor dem gesetzgebenden Körper als unvermeidliche Folge von Juárez' gewalthätigem Verfahren erscheinen lassen wollte. Wie vollständig Saligny das Werkzeug der persönlichen Politik Napoleons war, tritt im Verlaufe der Erzählung bis zur Evidenz hervor. Seine Aufgabe war, einen casus belli zu schaffen, und das gelang ihm unschwer. Aus Verlegenheiten, die man der Regierung geschaffen, den Vorwand nehmen, um sie der Schwäche oder Unthätigkeit zu beschuldigen — das war nach Duvernois' treffendem Ausdrucke die Politik, die Herr von Saligny vom Januar bis September 1861 mit dem ganzen Geschick des bösen Willens befolgte.

Unterdessen waren die Verhandlungen zwischen Spanien, Frankreich und England begonnen worden. Schon 1860 hatte Spanien Frankreich Vorschläge zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Mexico gemacht, die auf nichts Geringeres als auf Gründung einer mexicanischen Monarchie gingen, wobei Spanien natürlich an eine bourbonische Secundogenitur dachte. Das Project wurde damals von Frankreich nicht grade zurückgewiesen, aber vertagt. 1861 nimmt Frankreich dagegen die Verhandlungen in Betreff einer Cooperation der drei Mächte mit einem Eifer auf, der England überraschte, da es dem Cabinet von St. James unwahrscheinlich vorkam, daß Frankreich um 750.000 Francs (denn nicht höher beliefen sich die begründeten und unbestreitbaren Forderungen Frankreichs, während England auf 300 Millionen Anspruch hatte) sich so erhitzen sollte. Nichtsdestoweniger geht England, aber mit der kühlfsten Vorsicht, auf die Unterhandlungen ein. Spanien überbietet an Eifer selbst Frankreich und spricht ganz laut von der Grün-

dung einer Monarchie unter einem bourbonischen Prinzen; den monarchistischen Eifer theilt Frankreich vollkommen, schweigt aber hartnäckig über die dynastische Frage. England dagegen verlangt, daß als Ziel der Intervention ausschließlich die Ordnung der Geldangelegenheiten bezeichnet, auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse Mexico's förmlich und ausdrücklich verzichtet werde. Hiergegen protestiren Thouvenel und Calderon Collantes, der französische und der spanische Minister des Auswärtigen, aufs lebhafteste. Collantes erklärt, es wäre besser, Nichts zu thun, als eine solche Verbindlichkeit einzugehen, die im Voraus die Hände binde. Thouvenel hebt dem englischen Gesandten gegenüber hervor, daß es ein Fehler sein würde, wenn man die mexicanische Ordnungspartei durch einen solchen Artikel von vorn herein entmuthigen wollte; im weiteren Verlaufe des Gespräches läßt er sogar unvorsichtiger Weise eine Anspielung auf die habsburgische Candidatur fallen. Um so entschiedener bestand England auf der Aufnahme des beschränkenden Artikels in die Convention, und die beiden anderen Mächte mußten nachgeben. Am 31. October wurde die Londoner Convention unterzeichnet, im Anfang des Jahres 1862 besetzten die Verbündeten Vera-Cruz und bereits am 9. Januar fand die erste Conferenz der Commissare der verbündeten Mächte statt. Es waren dies für Frankreich Saligny und der Vice Admiral Jurien de la Gravière, für England Sir Lennox Wyke und Admiral Dunlop, für Spanien Prim.

Die verschiedene Auffassung der Bevollmächtigten trat sogleich bei Berathung über die drei Ultimata, die in einer nach Mexico gesandten Collectivnote angekündigt waren, hervor. Frankreich normirte seine Forderungen auf die fabelhafte Höhe von 12 Millionen Piafter (60 Millionen Francs), während seine unbestrittenen Ansprüche sich, wie schon erwähnt, nur auf 750,000 Francs beliefen, und verlangte außerdem vollständigen und unmittelbaren Vollzug des zwischen Miramon und dem Hause Jecker geschlossenen Vertrages, von dem bisher in keiner französischen Reclamation die Rede gewesen war und dessen Thouvenel in seiner Instruction für Jurien de la Gravière nicht mit einem Worte erwähnt hatte, woraus sich ziemlich klar ergibt, daß Saligny besonderen Instructionen folgte. Dieser Jekersche Vertrag war aber ein reines Wucher- und Schwindelgeschäft. Jecker, ein Schweizer, hatte unter der Präsidentschaft Zuloaga's für eine Lieferung eine große Menge werthloser Schakscheine erhalten. Für diese ließ er sich von Miramon, der baares Geld brauchte, neue Schakscheine im Nominalwerthe von 75 Millionen Francs geben, für die er ungefähr 3 Millionen Francs zahlte: also für eine Baarzahlung von 3 Millionen Ansprüche auf 75 Millionen! Diese 75 Millionen reclamirte Saligny, obgleich Jecker nicht einmal

Franzose war. Diese Schuldverschreibungen waren, wie im englischen Unterhause von Lord Montagu erklärt wurde (Duvernois erwähnt dies nicht) an den französischen Gesandten in Mexico selbst verkauft worden und durch verschiedene Hände hindurch endlich in den Besitz von Morny gelangt. So ging also mit Napoleons pomphast gepriesenen Regenerationsplänen ein Geldgeschäft der schmutzigsten Art Hand in Hand, welches seine dunkeln Schatten auf die höchsten Kreise des offiziellen bonapartistischen Frankreich warf.

Mit Recht verlangten der englische und der spanische Bevollmächtigte, daß Saligny in das Ultimatum nur die zweifellos berechtigten Forderungen aufnehme. Saligny fuhr auf: Was geht Sie das an? Lassen Sie uns unser Ultimatum auf unsere Verantwortung machen, und wir wollen das Ihrige nicht controliren. Da aber Prim und die Engländer fest blieben, so mußte man sich unmittelbar an die Kabinette wenden. Thouvenel billigte im allgemeinen Saligny's Verhalten, fand aber doch seine Sprache etwas schroff und die Reclamationen etwas übertrieben; er stellte den Grundsatz auf, daß in Betreff der Jecker'schen Sache zwischen dem unterschieden werden müsse, was die französischen Interessen berühre, und dem, was ihnen fremd sei, das heißt also, daß Frankreich nur wegen der Scheine zu reclamiren habe, die sich in den Händen französischer Besitzer befanden. Nun erhielt aber wunderbarer Weise Jecker bald darauf (26. März) die große französische Naturalisation, die nur vom Kaiser selbst unter ganz besonderen Umständen ertheilt wird. Und als später die Schuld regulirt wurde, da fand sich noch wunderbarer Weise, daß fast alle Scheine sich wieder in Jecker's Händen befanden. Wie dieser wieder in den (natürlich scheinbaren) Besitz derselben gelangt ist, läßt sich leicht errathen; aber kaum begreiflich ist es, wie ein so schmähtlicher Handel sich „in die Falten der französischen Fahne“ hüllen durfte.

Die spanische Regierung, die noch immer von einer bourbonischen Secundogenitur träumte, war höchlichst unzufrieden damit, daß man sich überhaupt mit Juarez eingelassen und denselben dadurch indirect anerkannt habe. Inzwischen aber hatte Prim, der sich um die Wünsche seines Hofes wenig kümmerte, sich der englischen Auffassung mehr genähert und am 19. Februar mit dem General Doblado die berühmte Convention von Soledad abgeschlossen, der zufolge die Verbündeten, in Betracht, daß die mexicanische Regierung in sich selbst die erforderlichen Elemente der Macht besitze, um sich gegen jeden inneren Aufruhr zu behaupten, sich auf den Boden der Verträge stellten, um alle ihre Reclamationen zu formuliren. Zu diesem Zwecke sollten in Orizaba Verhandlungen eröffnet werden; jede Absicht, die Souveränität der Republik anzutasten, wird abgewiesen, während der Verhandlungen werden

die Verbündeten in Rücksicht auf das ungesunde Klima von Vera-Cruz Cordova, Orizaba und Tehuacan besetzen; für den Fall des Scheiterns der Verhandlungen haben die Verbündeten diese Städte zu räumen und wieder auf einer Linie Stellung zu nehmen, die sich dießseits der von den Mexicanern auf dem Wege von der Küste zur Hauptstadt angelegten Befestigungen hinzieht; die Spitäler der Verbündeten würden in diesem Falle unter dem Schutze der mexicanischen Nation bleiben.

Dieser Vertrag wurde gleich in der Sitzung der Commission am 19. Febr. Abends, wie aus dem von Duvernois mitgetheilten Protokolle der Sitzung hervorgeht, lebhaft debattirt und schließlich ohne alle Modification von sämtlichen Bevollmächtigten gebilligt. Und doch rief Saligny am folgenden Tage aus: Die Convention ist das Papier nicht werth, auf dem sie geschrieben ist! Sehr erklärlich: er mußte, daß sie von Frankreich verworfen werden würde, wovon der offenbar in die Intrigue nicht eingeweihte Jurien de la Gravière schwerlich eine Ahnung hatte. Saligny war daher auch gewiß nicht überrascht darüber, daß sein Cabinet die Convention mißbilligte, und ebensowenig darüber, daß Jurien de la Gravière in verletzender Weise seiner politischen Vollmachten, die nun allein auf Saligny übergingen, enthoben und auf das militärische Commando beschränkt wurde.

Selbstverständlich war die französische Regierung befugt, der Convention die Bestätigung zu verweigern. Aber mehr als naiv war es, wenn Rouher, um die Regierungspolitik zu rechtfertigen, erklärte, die Convention sei erst am Tage nach ihrem Abschluß durch Prim aus einem Gefühl achtungsvoller Nachgiebigkeit gegen den spanischen Bevollmächtigten von dem französischen unterzeichnet worden. Daß man einen Vertrag, an dessen Ratification man selbst nicht glaubt, aus achtungsvoller Nachgiebigkeit gegen den Verbündeten unterzeichnet, ist jedenfalls ein des Herrn Rouher würdiger Einfall. Daß die beiden Franzosen sie erst am folgenden Tage unterzeichnet haben (worauf im Grunde gar nichts ankommt) ist möglich, zugestimmt, und zwar nach eingehender Debatte, haben sie ihr jedenfalls schon an dem Tage, wo Prim sie ihnen vorlegte.

Die Convention wurde verworfen, weil sie Napoleon gehindert haben würde, die Candidatur des Erzherzogs Maximilian in Scene zu setzen. Das habsburg-mexicanische Kaiserthum war damals bei ihm fest beschlossene Sache, trotz aller Ablehnungen, die Villault mit gewohnter Dreistigkeit allen darauf bezüglichen Gerüchten im gesetzgebenden Körper entgegensetzte.

Daß Napoleons Politik auf die Durchführung einer habsburgischen Candidatur hinauslief, merkte jetzt endlich auch die kurzsichtige spanische Regierung. Sie hatte auf die erste Nachricht von dem Abschluß der Convention, ganz dem bisher von ihr eingenommenen Standpunkt gemäß, eine ent-

schieden tadelnde Depesche an Prim gerichtet. Zwei Tage darauf schlug sie Frankreich vor, daß die drei Mächte zu einer Berathung über die neu zu gründende Monarchie zusammentreten möchten. Frankreich wies den Vorschlag zurück; und jetzt spricht Calderon Collantes plötzlich seine rückhaltlose Billigung der Politik Prim's aus. Prim hatte eben von Anfang an Napoleons Absichten durchschaut, der minder scharf blickende Minister merkte erst in Folge der Zurückweisung des oben erwähnten Vorschlags, daß der Kaiser besondere Pläne verfolgte; und jetzt beeilte er sich, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

G. 3.

Kriegsberichte der Grenzboten.

Von der Armee des Kronprinzen.

3. Auf der Höhe der Vogesen.

Luneville, 16. August.

Als nach der Schlacht bei Wörth die dritte Armee des deutschen Heeres in die Thäler und Pässe der Vogesen eindrang, war die Absicht, die französische Stellung bei Metz-Thionville zu umgehen und das feindliche Heer in der rechten Flanke zu fassen. Der Kaiser hat sich dieser Katastrophe entzogen, seine Armee hat die Saar, die Meuthe-Mosellinie preisgegeben, Luneville hat artig einen Klippes, seinen vergoldeten Stadtschlüssel, dem Kronprinzen eingesandt, es ist sogar zweifelhaft, ob sich bei Chalons der Feind stellen kann, es ist wahrscheinlich, daß die Völkerschlacht erst in der Nähe von Paris geschlagen wird. Wenn sie geschlagen wird! Denn es liegt im Interesse des Kaisers, alles zu thun, um diese letzte Katastrophe von sich abzuwenden, und wir merken, daß er jede diplomatische Kunst aufbietet. Oestreich und Italien in bewaffneter „Neutralität“ allirt, der König von Italien dem Kaiser durch jenen berühmten Vertrag zur Heeresfolge verpflichtet, das giebt eine Kette geheimer und halber Allianzen, bei denen der Kaiser die Absicht hat, dem Kabinet von Wien genau dieselbe Interpositionsrolle gegen Preußen zuzuthemen, welche er selbst im Jahr 1866 sich eronnen hatte. Eitele Hoffnung! Es wird der wuchtigen Faust des deutschen Volksheeres gelingen, dieses diplomatische Drahtgeflecht zu zerschlagen, dieß und den kaiserlichen Thron dazu.

Unterdeß schwindet dem Kaiser seine Armee dahin. Es scheint dem zweiten Kaiserreich beschieden zu sein, an einer Reihe von Täuschungen und Phrasen ebenso unterzugehen, wie es durch Täuschungen und Phrasen herauf-